

Auf der Suche nach dem

TEXT ▶ ALEXANDER WERNER

Potsdam im Februar 1955: Hypernervös macht sich Karl Keller auf den Weg in den Orchestergraben des Hans-Otto-Theaters, um zum ersten Mal ein Bühnenstück zu dirigieren: Millöckers Operette *Gasparone*. Hinter ihm liegen schwierige Proben, das Orchester hat sich anfangs gesträubt, dem unerfahrenen Dirigenten zu folgen. Dem Ensemble hat man den bescheidenen, freundlichen, großen und gutaussehenden 24-Jährigen mit dem leichten Akzent als Talent aus Amerika vorgestellt. Nur die Intendantin Ilse Weintraud weiß, wer sich hinter dem Pseudonym verbirgt: der Sohn Erich Kleibers, den viele für den bedeutendsten Dirigenten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts halten. Das Publikum jubelt die beschwingte Premiere, und auch der Vater zeigt sich, als er incognito die zweite Vorstellung besucht, zufrieden mit der Leistung des Sohnes. Doch noch ahnt niemand, dass Carlos Kleiber einmal zum gefeiertsten Dirigenten des späten 20. Jahrhunderts aufsteigen wird.

Karl Keller aus Amerika

Erich Kleiber, einst Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper Unter den Linden, hatte im Frühjahr 1935 mit seiner Familie Nazi-Deutschland den Rücken gekehrt und fortan in der Emigration, vor allem am Teatro Colón in Buenos Aires und in Montevideo, sensationelle Erfolge gefeiert. Schon bald nach Kriegsende gab es Bemühungen, den berühmten Mann an sein altes Haus in Berlin, das in Schutt und Asche lag, zurückzuholen. Und Kleiber war in der Tat geneigt, die wiederentstehende Staatsoper 1955 als Generalmusikdirektor einzuweihen. Seinen Sohn Carlos hatte er nach Ost-Berlin mitgenommen, ebenso seine aus Kalifornien stammende Frau Ruth, die er 1926 in Buenos Aires kennengelernt und umgehend geheiratet hatte.

Carlos' Engagement in Potsdam hatte das Kulturministerium der DDR in die Wege geleitet, um den nie wirklich berechenbaren Erich Kleiber fester an Ost-Berlin zu binden. Doch dann verließen die Kleibers völlig überraschend die DDR. Erich Kleiber, der gehofft hatte, eine kulturelle Brü-

cke zwischen Ost und West schlagen zu können, erkannte ermüdet, dass er sich tief in die Politik verstrickt hatte.

Für Carlos Kleiber schwand vorerst die Hoffnung, als Kapellmeister regelmäßig an einem Haus dirigieren zu können. Dabei drängte die Zeit, denn die Jahre des Umherziehens in der Emigration hatten seine musikalische Entwicklung verzögert. Zwar war die Liebe zur Musik beim am 3. Juli 1930 in Berlin geborenen Karl Ludwig Bonifacius Kleiber früh erwacht, auch hatte man sein Talent bald entdeckt, doch eine behütete Kindheit waren ihm und seiner zwei Jahre älteren Schwester Veronika nur für wenige Jahre vergönnt. Es folgten Zeiten der unstillen Wanderschaft. Die Familie zog an den österreichischen Mondsee, dann nach Lugano, Monte-Carlo, Genf und schließlich 1940 nach Südamerika.

Bei Kleibers gibt's kein Mittelmaß!

Jahre gingen vorüber, in denen Carlos, wie Karl nun im Freundes- und Familienkreis hieß, in streng geführten Nobelinternaten in Chile, Kuba und New York schmerzlich ein Familienleben vermisste. Als Kind komponierte er bereits, mit 15 (erst) begann er auf Wunsch des Vaters Klavier- und Paukenunterricht zu nehmen. Als er 1946 und 1947 in den Ferien euphorisch die Wagner-Aufführungen seines Vater am Teatro Colón verfolgte, reifte sein Wunsch, selbst Dirigent zu werden. Der Vater beobachtete diese Regungen indessen mit Sorge. Sein Sohn sollte sich nicht in den schweren Nachkriegsjahren einer brotlosen Kunst verschreiben. Zudem war ihm wohl bewusst, welche Bürde er selbst für seinen Sohn darstellte. Und Mittelmäßigkeit, das schärfte er Carlos ein, durfte es bei einem Kleiber nicht geben. Carlos nahm sich seinen Vater zum Vorbild, den genialen Perfektionisten, der unerbittlich seine musikalischen Forderungen durchsetzte und die Musik nach intensivsten Partiturstudien und ausgefeilten Proben auf faszinierende Weise zum Blühen und feurigen Pulsieren brachte.

Der junge Kleiber ging konsequent seinen Weg. Zwar studierte er 1949 ein Semester lang Chemie an der Technischen Hochschule Zürich, weil der Vater darauf bestand, dass er sich eine sichere berufliche Grundlage verschaffte. Doch dann gab Erich Kleiber nach und besorgte dem Sohn

Ideal

Er ist der Mythos schlechthin unter den Dirigenten: Carlos Kleiber (1930–2004). Bei seinen Konzerten knisterte die Spannung, Orchester und Publikum fühlten sich förmlich elektrisiert. Doch der Perfektionist verabscheute das „Business“. Er trat nur noch selten auf, der Öffentlichkeit verweigerte er sich ganz.





Carlos' Vater Erich Kleiber (1890–1956) gilt als einer der großen Dirigenten des 20. Jahrhunderts. Links 1930 mit seiner Frau Ruth, rechts mit dem kleinen Karl 1931. Rechte Seite: Carlos Kleiber war sich für keinen Ulk zu schade. Zu Fasching erschien er zum dritten Akt der „Fledermaus“ im Operngraben als Khomeini.

1950 in Buenos Aires die besten Lehrer. Nur eines trübte das Verhältnis der beiden: Carlos sträubte sich gegen das ungeliebte Klavier und konnte seine Lehrer zuerst nicht von seinem Talent überzeugen. Erst als der Vater ihm heftig ins Gewissen redete, machte er zügig Fortschritte, 1952 konnte er als Assistent am Theater von La Plata erste Erfahrungen an einer Bühne sammeln. Der stolze Vater unterstützte ihn, wo er nur konnte.

Die Eroberung des Repertoires

Erich Kleiber hatte es bereits zurück nach Europa gezogen, und Carlos folgte ihm nach München, wo der Vater bei den Festspielen 1952/53 gefeiert wurde. Carlos Kleiber korrepetierte zwei Jahre lang ohne große Begeisterung am Gärtnerplatz-Theater, um nach dem Intermezzo in Potsdam diese Tätigkeit mit kaum größerer Freude 1956 an der Wiener Volksoper und ab Spätsommer 1957 an der Deutschen Oper am Rhein fortzuführen. Die Jahre des Korrepetierens aber bescherten dem musikbesessenen jungen Mann eine reiche Repertoirekenntnis. Und 1960 gelang ihm in Düsseldorf/Duisburg endlich, nach einer ersten *Traviata*, der Aufstieg zum Kapellmeister. Allerdings hatte er den zögerlichen Intendanten der Rheinoper, Hermann Juch, mit von seiner Mutter eingefädelt Gastspielen in Hamburg und am Salzburger Landestheater gelinde unter Druck gesetzt. Erich Kleiber war 1956 überraschend gestorben, nun musste der Sohn seinen Weg allein machen.

Bis Mitte 1964 dirigierte Carlos Kleiber, wie Karl sich jetzt auch offiziell nannte, in Düsseldorf und Duisburg 25

Werke in 230 Vorstellungen, darunter *Madame Butterfly*, *La Bohème*, Verdis *Der Doge von Venedig*, *Otello*, Leoncavallos *Ödipus Rex*, oft *Hänsel und Gretel*, Millöckers *Bettelstudent*, von Richard Strauss *Daphne*, Henzes Ballett *Undine* und Delibès' *Coppelia*, Ravels *Spanische Stunde* nebst dem *Bolero* und Werner Egks *Revisor*. Als Offenbach-Spezialist leitete er drei Premieren: „3 x Offenbach“ (mit den Einaktern *Die kleine Zauberflöte*, *Die Verlobung unter der Laterne* und *Die Insel Tulipatan*), *Hoffmanns Erzählungen* und *Die schöne Helena*.

Im Kampf gegen das System

Um Carlos Kleibers frühe Jahre ranken sich noch immer Legenden wie die vom grausamen Übervater oder die von der angeblichen Vaterschaft Alban Bergs. Dabei hat Carlos seinen Vater geliebt, dessen plötzlicher Tod war für ihn ein Schock. Auch musikalisch wurde ihm der Vater zum Vorbild, weil er zutiefst überzeugt war von dessen Wahrhaftigkeit im Bestreben, die Partituren im Sinne des Komponisten zum Leben zu erwecken.

Erich Kleiber, der Antipode Wilhelm Furtwänglers, war ein Dirigent, der mit seiner modernen, entschlackten, überaus präzisen und transparenten, dabei aber immer tiefen, lebendigen und temperamentvoll-temporeichen Werksicht neue musikalische Welten erschloss. Bei aller Genialität – ohne schwere Arbeit und nie nachlassenden Einsatz war dies nicht zu erreichen. Diese Überzeugung machte sich auch Carlos Kleiber zu eigen. Und zugleich die Erkenntnis, dass er den idealen Klang, der sich in seinem Inneren ent-

wickelte, selbst unter besten Bedingungen nie erreichen würde – eine Quelle beständiger Selbstzweifel und Unzufriedenheit. Die vom Vater eingerichteten Partituren waren Carlos Kleiber heilig, zugleich war ihm der Rückgriff auf die originalen Handschriften der Komponisten Pflicht. Jede Note überprüfte er akribisch, monatelang studierte er ein Werk, bevor er seine Noten einrichtete.

Schon damals wünschte sich Carlos Kleiber konstante Orchesterbesetzungen, ausreichend Probenzeit und Proben im Orchestergraben. Doch seine Forderungen konnte er auch später oft nicht durchsetzen – oder er musste erleben, dass man Vereinbarungen nicht einhielt. Als Konsequenz daraus weigerte er sich, Verträge zu unterschreiben, und behielt sich vor, von einem Engagement zurückzutreten, wenn er die künstlerischen Bedingungen unannehmbar fand. Ein Perfektionist wie Kleiber war in der alltäglichen Routine der Häuser nicht vorgesehen und von vielen Kräften der beharrenden Apparate nicht einmal gewollt. Gerade in frühen Jahren musste er sich immer wieder mit Orchestern abmühen, die seinen Arbeitsstil und seine eigenwilligen Einzeichnungen nur widerwillig akzeptierten. Nur so sind seine ungewöhnliche Karriere und sein für

andere oft schwer nachvollziehbares Verhalten zu verstehen, sein überschaubares Repertoire, seine vermeintlich willkürlichen Absagen, seine vergleichsweise geringe Zahl an Auftritten und Schallplatteneinspielungen.

Den Zauberstab in Händen

An der Rheinoper erwies sich schnell Kleibers Fähigkeit, den Funken aufs Publikum überspringen zu lassen. Von seinem Mentor, Generalmusikdirektor Alberto Erede, den Kleiber als Musiker sehr achtete, übernahm er einige Produktionen und veredelte sie mit unglaublicher Spannung. Nie wieder war Kleiber so in ein Opernhaus eingebunden, hatte er so viele persönliche Kontakte mit Kollegen wie am Rhein. Dort lernte er auch die slowenische Tänzerin Stanka Brezovar aus Zagorje ob Savi kennen, die er 1961 heiratete. Fortan wurde die malerische Berglandschaft östlich von Ljubljana zu seiner zweiten Heimat, in die er sich immer wieder mit seiner Familie zurückzog.

Auf Düsseldorf folgten zwei Jahre am Opernhaus Zürich, eine schwierige Zeit. Trotz großer Erfolge mit Strauß'





Monatelang brütete Kleiber über dem Notentext – um im Konzert die größtmögliche Freiheit zu haben. Gleichsam magisch übertrug sich seine Energie auf

Wiener Blut, Smetanas *Verkaufte Braut*, mit Tschaikowskys *Dornröschen* und Henzes *Undine* sowie mit Übernahmen von *Falstaff*, *Don Carlos* oder Webers *Oberon* blieb er einer unter mehreren Dirigenten am Hause. Erst an der Württembergischen Staatsoper Stuttgart gelang ihm der Durchbruch: 1966 mit Bergs *Wozzeck* in der Regie von Günter Rennert und 1967 mit dem *Freischütz* in der Inszenierung von Walter Felsenstein. Doch schon damals begann er, ihm ebenbürtige, im Streben nach adäquaten szenischen Umsetzungen auf gleicher Wellenlänge liegende Regisseure schmerzlich zu vermissen.

Welche Folgen sein künstlerischer Anspruch zeitigen konnte, erlebte die Musikwelt, als er 1966 mit seiner Absage eines *Wozzeck* in Edinburgh einen handfesten Skandal verursachte. (Die Premiere des Stuttgarter Gastspiels dirigierte er noch, die zweite Vorstellung sagte er krankheitsbedingt ab, als die Zuschauer bereits im Saal warteten und man keinen Ersatzdirigenten mehr heranziehen konnte.) Kleiber, mittlerweile Vater eines Sohnes, dem später eine Tochter folgen sollte, führte auf dem Lande bei Stuttgart, zunächst im Dorf Oberaichen, später in Musberg, ein zurückgezogenes Leben, mied engere private Kontakte, widmete sich seinen Partituren und dirigierte an der Oper Werke wie *Rigoletto*, *Carmen*, *Tristan und Isolde*, *Elektra* und immer wieder den *Rosenkavalier*.

Warten auf den Messias

Sein Ruhm wuchs unaufhaltsam. Die Presse feierte ihn, international wurde er mit Höchstgagen gelockt. 1969 begann

sein Siegeszug an der Bayerischen Staatsoper, wo man ihn bis 1988 in *Wozzeck*, *Rosenkavalier* und der *Fledermaus*, in *La Traviata*, *Otello* und unzähligen Repertoireaufführungen enthusiastisch feierte. All die hochdotierten Posten aber, für die er im Gespräch war, interessierten ihn nicht. Auch bei den Salzburger Festspielen wollte er nie dirigieren, und aus für andere unverständlichen Selbstzweifeln mied er den vom ihm so hochverehrten Mozart. Salzburg besuchte Kleiber indessen oft privat, er besaß dort eine Wohnung.

Seine Wahlheimat aber wurde Grünwald bei München, wo er zu Beginn der 70er-Jahre ein Haus kaufte. Damals war Kleiber *der* Star am Dirigentenhimmel, der alle zu überrunden schien, selbst sein Idol Herbert von Karajan. 1973 debütierte Kleiber mit dem *Tristan* an der Wiener Staatsoper, 1974 mit dem *Rosenkavalier* an Covent Garden und 1976 mit dem *Rosenkavalier* und *Otello* an der Mailänder Scala. 1974 erfüllte er sich, der die Ahnen doch so hoch verehrte, mit dem Debüt in Bayreuth (*Tristan*) einen großen Traum – nachdem er schon Jahre vorher Angebote aus Bayreuth abgelehnt hatte.

Kleiber dirigierte in aller Welt, in Japan wurde er bei seinen Gastspielen wie ein Messias verehrt. Man riss sich um den charismatischen Pultstar, der sich dabei so wenig aus dem Ruhm machte und nur der Musik dienen wollte. Als schwierig verschrien, war der mit feiner Ironie begabte, hochintelligente und eloquente Kleiber in Wahrheit eher unkompliziert und bescheiden – allerdings für andere auch nie ganz fassbar und durchschaubar. Zumal er Interviews beharrlich verweigerte. Zu seinen gefürchteten Ausbrüchen neigte er nur, wenn ihm Orchester oder Sänger nicht folgen wollten. Keine Kommentare hasste er so wie „Aber



Orchester und Publikum, seine Verehrer feierten ihn bei seinen immer selteneren Auftritten (hier 1991 in Wien) wie einen Messias.

das haben wir schon immer so gemacht!“ oder „Das geht nicht!“. Probieren, probieren, probieren, alle Möglichkeiten austesten, Werke immer wieder auf neue Weise entstehen lassen – das war sein Anspruch. Ein beständiger Kampf auf der Suche nach dem Ideal.

„Ich wär gern ein Gemüse“

Seine Schallplattenkarriere blieb eine kurze Episode. Wenig folgte auf seinen begeistert aufgenommenen Dresdner *Freischütz* von 1973. Bereits 1982 warf er nach einer Aufnahme des *Tristan*, frustriert von den Tücken des Geschäfts, das Handtuch und ließ sich nur noch zu einigen Filmproduktionen der Firma Unitel bewegen: etwa von seinem Debüt beim Concertgebouw Orkest in Amsterdam 1983 oder den Wiener Neujahrskonzerten der Jahre 1989 und 1992. Denkwürdig waren seine beiden einzigen Konzerte mit den Berliner Philharmonikern, die Kleiber auf Initiative des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker 1989 und 1994 in der Berliner Philharmonie gab und die leider nicht offiziell mitgeschnitten wurden.

So ungewöhnlich Kleibers auch ihn selbst extrem fordernder Arbeitsstil war, so unkonventionell war auch seine Art zu dirigieren, die oft Widerstände hervorrief. Kleiber ließ die Streicher je Pult mit unterschiedlichen Bogenstrichen spielen, schlagtechnisch verfügte er über eine unglaubliche Variationsbreite. Das Wichtigste war ihm, dass es im Saal vor Spannung knisterte. Die Präzision, Transparenz, die Dynamik und das Tempo seiner Aufführungen faszinierten, und was so manchem strukturbewussten Dirigenten nicht

gelang, stellte sich bei Kleiber wie selbstverständlich ein: prickelnde Intensität, Expressivität, poetische und emotionale Tiefe, die sich in der Wolfsschluchtszene des *Freischütz* ins Dämonische steigerte. Bereits in der 80er-Jahren machte sich Kleiber immer rarer, die 90er-Jahre zeugten schon von seinem sich abzeichnenden gänzlichen Rückzug, der auch widerspiegelte, dass er sich dem seiner Ansicht nach im Niedergang befindlichen Musikbetrieb zunehmend entfremdete. Lebensfroh war er dennoch, er reiste gern und oft nach Japan, das er sehr liebte. Zu Leonard Bernstein sagte Kleiber einmal: „Ich wär gern ein Gemüse. Ich möchte im Garten vor mich hin wachsen, in der Sonne sitzen, essen, trinken, schlafen und lieben.“

Auf den Brief eines Konzertmanagers antwortete er 1992 sarkastisch: „Die Opern- und Konzertgegenwart ödet mich an, obwohl vielleicht im Sudan oder in Bergkarabach ein Tenor oder ein Dirigent heranwächst, in dessen Aufführungen ich nicht einschlafen würde.“ Nach seiner letzten Tournee mit dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks 1999 zog sich der längst begehrteste aller Dirigenten endgültig zurück. Zunehmend machten ihm auch Alter und Krankheiten zu schaffen. Kleiber starb ein halbes Jahr nach seiner Frau Stanka im Juli 2004 völlig unerwartet in seinem Ferienhaus in Konjsica bei Zagorje in Slowenien, dort wurde er auch in aller Stille beigesetzt. 

ALEXANDER WERNER, geboren 1961, studierte Literaturwissenschaft und Geschichte. Seit 2000 ist er Chefredakteur des badischen Magazins „Standpunkte mit chrison plus“. Bei Schott Music, Mainz, erscheint im Oktober sein Buch „Carlos Kleiber. Eine Biografie“.